

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 6 (1950)
Heft: 3

Artikel: Goethes Sprache in ihrer Entwicklung [Schluss]
Autor: Merian-Genast, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unserm Ehrenmitgliede,
Herrn Prof. Dr. Wilhelm Brückner in Basel,
geb. am 1. März 1870,
entbieten wir unsern herzlichen Glückwunsch

Prof. Brückner gehört nicht nur an Lebens-, auch an „Dienstjahren“ zu unsrer ältesten Mitgliedern, steht sein Name doch schon im Mitgliederverzeichnis des Jahres 1905. Von 1928 bis 48 hat er unsrer Vorstand angehört und sich an unsren Beratungen immer lebhaft beteiligt, an der Jahresversammlung von 1940 den fesselnden Vortrag gehalten über „doppelsprachige Ortsnamen der Schweiz als Zeugen früherer Siedlungs- und Verkehrsverhältnisse“ (Rundschau 1940) und 1923 unsrer Rundschau die Schrift über „die Romanisierung deutschsprachiger Länder“ beigelegt. Wir danken ihm für seine treue Mitarbeit, aber auch für alles, was er für die deutsche Sprachwissenschaft und Sprachpflege geleistet hat.

Der Vorstand

Goethes Sprache in ihrer Entwicklung
Von Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, Basel
(Schluß)

II.

An Charlotte von Stein, Palermo 18. April 1787.

Meine Liebe noch ein Wort des Abschieds aus Palermo. Ich kann dir nur wiederhohlen, daß ich vergnügt und wohl bin und daß nun meine Reise eine Gestalt nimmt. In Neapel hätte sie zu stumpf ausgehört. Aus meinen Blättern siehst du nur einiges im Detail, vom Ganzen, von meinem Innersten und den glücklichen Folgen die ich fühle mag und kann ich nichts sagen. Dies ist ein unsäglich schönes Land, ob ich gleich nur ein Stückchen Küste davon kenne. Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein bischen Wissen der natürlichen Dinge und wie viel mehr müßte ich wissen wenn meine Freude vollkommen seyn sollte. Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich, ich habe schon Freudentränen vergossen daß ich Euch Freude machen werde. Leb wohl Geliebteste mein Herz ist bei dir und jetzt da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat was die letzte Zeit über zwischen uns stockte so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herders und alle, und gedencke mein.

Auch dieser Brief schildert das Gefühl des Schreibers, aber die innere Stimmung ist eine ganz andere als in dem Brief an Gustchen

Stolberg: nicht ein Hin- und Hergerissenwerden zwischen gegensätzlichen Regungen, sondern Ausgeglichenheit, Harmonie. Der ganze Brief ist gewissermaßen auf einen Ton, einen vollen Akkord gestimmt: Freude. Dies Wort kehrt wie ein Leitmotiv immer wieder; es findet sich viermal, und „wohl und vergnügt“, „glücklich“, „fröhlich“ klingen damit zusammen. Die Einheitlichkeit der Stimmung drückt sich auch im Satzbau aus: lauter einfach gebaute Sätze, die durch den gleichen seelischen Gehalt so stark verbunden sind, daß es keiner äußeren Bindung durch Konjunktionen bedarf. Man vergleiche damit die häufige Verwendung von stark betontem „doch“ im ersten Brief: „Doch bin ich gestrandet. — Ich geh doch auf den Ball. — Und doch, Liebste. — Und doch mein Innerstes . . .“; darin drückt sich die Zerrissenheit, die innere Dissonanz deutlich aus. Auch die Außenwelt, die der junge Dichter nur als lästige Störung oder ablenkende Zerstreuung erlebt, im Schwarm, in der Komödie, auf dem Ball, trägt jetzt zu seiner Beglückung bei: das schöne Land, das Naturstudium. (Goethe sagt: „das Wissen der natürlichen Dinge“, weil es ihm nicht um naturwissenschaftliche Kenntnisse, sondern um tiefere Erkenntnis zu tun ist.) Während der erste Brief ganz um das eigene Ich kreist und die Empfängerin nur als Zeugin anruft, ist jetzt dies Ich auf ein Du ausgerichtet: „ich habe schon Freudentränen vergossen daß ich Euch Freude machen werde . . . mein Herz ist bey dir.“ Und wenn damals im Sturm und Drang ein Hochziel der Reinheit nur in der fernen Zukunft geahnt wurde, so ist jetzt das Wissen um ein Gesetz, ein Maß, eine Norm immer gegenwärtig. Daher die wertenden Beiwörter: das Land ist „unsäglich schön“, mehr Wissen würde „die Freude vollkommen machen“. „Die schöne Flamme der Liebe“, die Reise „nimmt Gestalt an“. Das Bild ist, wie das „stumpf“ des folgenden Satzes zeigt, von der Pyramide genommen. Das Leben erscheint jetzt nicht mehr als Strom, von dem man sich treiben läßt, sondern als Stoff, den man formen muß. So wie es ein Gesetz der Pyramide gibt, wonach sie in eine Spize auslaufen muß, so gibt es gewissermaßen eine Ideallform der Italienreise, wonach sie erst in Sizilien, der ehemaligen griechischen Kolonie mit den Überresten antiker Tempel, ihre Krönung und Vollendung findet. Dass Goethe jetzt in Briefen und Dichtungen häufig Bilder von der Baukunst entlehnt, zeigt, daß an Stelle des unbewußten, dumpfen Sichentwickelns

ein klares Streben und Formen getreten ist. Am nächsten steht unserer Stelle der berühmte Brief an Lavater:

„Die Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und lässt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf und unvollendet.“ (21. 9. 1780). „Ich bin wie ein Baumeister, der einen Turm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gerne wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im voraus der gewissen Festigkeit des zukünftigen Baues.“ (29. 12. 1786 an Frau v. Stein)

Und mit der prägnanten Verwendung des Begriffs „Gestalt“, die uns im Briefe begegnet, heißt es im „Wilhelm Meister“, der ja diesen neuen Begriff der Selbstbildung zum Leitgedanken hat: „Jeder hat sein Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will.“ In diesem Sinne, als verwirklichtes, gegenwärtiges Ideal, könnte man „Gestalt“ geradezu als Kennwort für die klassische Periode verwenden, wie „Gefühl“ für die Sturm- und Drangzeit. Sprachlich zeigt sich dies Streben nach Gestalt in der Symmetrie, dem Ebenmaß, der Ausgewogenheit des Satzrhythmus. Charakteristisch sind die Doppelformen in unserm Brief: „wohl und vergnügt, kann und mag, unsäglich schön, die weite Ferne; die Abwesenheit brennt und leuchtet“; nur einmal ein Dreiklang als Abschluß: „die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens“. Auch die weiter ausschwingende Periode des letzten Satzes, die einzige, die einen Nebensatz zweiten Grades enthält, entspringt wohl dem künstlerischen Bedürfnis, dem Schluß des Briefes „eine Gestalt zu geben“, ihn nicht stumpf enden zu lassen. Das Bild erinnert bis in den Wortlaut an das des ersten Briefes: Liebe und Reinheit gehören für Goethe zusammen, denn Reinheit ist für ihn: Freiheit von Selbstsucht; daher: „lauter werden wird“, „weggeläutert hat“. Der Unterschied der Zeitform bezeichnet deutlich die Verwirklichung dessen, was damals Hoffnung, Sehnsucht war. Geistiges und Sinnliches sind im Ausdruck so verbunden, daß er metaphorisch bleibt und nicht zum reinen Gleichnis wird. „Was stockt“, das ist dick, trüb (im Faust ist die Rede von der Einsamkeit, wo Sinnen und Säfte stocken) und kann also wohl weg-

geläutert, wieder flüssig und klar werden. Aber das geschieht durch das Feuer und hat also auf dieses selbst keinen Einfluß, hat diese Flamme vorher nicht getrübt und kann sie deshalb auch durch sein Verschwinden nicht heller brennen lassen. Das Erste ist also hier der Gedanke: durch die Trennung sind Mißverständnisse, Verstimmungen zwischen den Liebenden beseitigt, ihr Verhältnis ist glücklicher geworden. Für jedes dieser beiden Gedankenglieder hat Goethe ein treffendes Bild gefunden, aber diese beiden Bilder schließen sich nicht zu einem Vorgang zusammen; die Verbindung zwischen ihnen ist nur logisch, nicht anschaulich. In der Dichtung begnügt sich Goethe nicht mit solcher Haltbarkeit, sondern formt die reine Gestalt aus, das vollkommene Gleichnis, in dem Gedanke und Anschauung sich decken: In der IV. römischen Elegie erzählt der Dichter, wie er vorübergehend durch verleumderische Reden an der Treue der Geliebten irre geworden ist, wie sie ihn aber leicht von ihrer Unschuld überzeugt, und schließt mit dem Gleichnis:

Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampft,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Hier hat das im Brief nur angedeutete Bild seine klassische Vollendung erreicht.

Dieses Streben nach der Gestalt, der Vollkommenheit, beherrscht nun aber nicht nur Goethes Leben und Dichten in jener Epoche, sondern veranlaßt ihn auch, die Werke der Sturm- und Drangzeit, in denen das Gefühl sich unbekümmert um Gesetz und Regel ausgedrückt hatte, im Sinne seiner neuen künstlerischen Überzeugung zu verbessern. Ein Vergleich zwischen dem Text des „Werther“ und der Gedichte in der ersten Ausgabe der Gesammelten Schriften bei Göschen (1787—90) und in der Urfassung zeigt deutlich die Auswirkungen des neuen Stils. Ich will nur auf die Änderungen eingehen, die von uns an den Briefen beobachtete Erscheinungen betreffen. Was zunächst die Orthographie angeht, so werden Sezer und Korrektor der Göschen-Ausgabe ermächtigt, sie nach Adelung, dem damaligen „Duden“, zu regeln. Daz Goethe selbst es nicht gekonnt hätte, beweist unser Brief: wiederhohle, Andenken, Grüße). Infolgedessen wird z. B. das Frankfurter -gen durch -chen

ersetzt. Aber noch in den Xenien findet sich dieses -gen ausgerechnet in einem gegen Campe gerichteten Distichon:

O wie schätz ich euch doch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unser Autoren, und wem fliegt nicht ein Federgen an?
was sich der Pedant natürlich nicht entgehen ließ. Er antwortete:

Euro Gnaden vergönnen, daß wir bürsten hoch Ihnen

Auch ein Federgen ab; Sehen Sie: Federchen heißt's!

Einschneidender war das Zugeständnis, das Goethe der schriftsprachlichen Norm machte, indem er in vielen Fällen, freilich nicht durchweg, das sächsische e wiederherstellte. Wo es früher in Übereinstimmung mit Goethes Sprechweise geheißen hatte: „Hol Sie der Teufel“, steht jetzt, grammatisch korrekt, aber etwas stilwidrig: „Hole Sie der Teufel“, „Erreicht den Hof mit Mühe und Not“ usw. Oder zum Schaden des Rhythmus wird die volle Form „es“ hergestellt in dem Satz: „Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir's schon wohl“; dafür: „ist mir es schon wohl“. Auch das unsflektierte Adjektiv bekommt die ihm gebührende Endung: „ein herrlich Ding“ wird „ein herrliches Ding“. Kurz, die Eigenheiten der Goetheschen Sprache, die uns am ersten Brief auffielen, weichen der schriftsprachlichen Norm. Wenn man das manchmal als Verlust an Frische und Natürlichkeit empfindet, so wird man das Verschwinden überflüssiger Fremdwörter begrüßen. Im „Werther“ wird etwa das allzu triviale „passieren“ durch „geschehen, widerfahren“, das steife „Dimission“ durch „Entlassung“, „Permission“ durch „Erlaubnis“, das modische „Taille“ durch „Gestalt“ ersetzt. In Mahomets Gesang heißt es jetzt: Marmorhäuser, „eine Schöpfung seiner Fülle“ statt „Monumente seiner Güte“. Die zweite Änderung: „Fülle“ statt „Güte“, ist ebenfalls bezeichnend: häufig wird ein gefühlsbetontes Wort durch ein anschauliches ersetzt. Das Mondlied begann ursprünglich mit dem Vers:

Füllest wieder 's liebe Tal

Daraus wird: Füllest wieder Busch und Tal

also 1. wird die Verkürzung 's für „das“ beseitigt, 2. wird das Anschauliche auf Kosten des Gefühlbetonten gesteigert und 3. eine der im klassischen Stil beliebten Doppelformen gewonnen, die uns auch in dem Brief aus Italien begegneten. Im selben Gedicht findet sich noch: Freud und Schmerz, Scherz und Kuß, ohne Rast und Ruh.

III.

Und nun der letzte Brief, dreißig Jahre, fast ein Menschenalter später:

An Thomas Carlyle, Weimar 20. Juli 1827.

Sei mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längst bei mir im Stillen hege und die mir bei den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgeregzt worden:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Erdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhaftes sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Verzeihen Sie mir, mein Wertester, diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden, noch alsbald zu überschauenden Äußerungen; sie sind geschöpft aus dem Ozean der Betrachtungen, der um jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt.

Zunächst eine äußerliche Feststellung: Rechtschreibung und Zeichensetzung sind jetzt durchweg korrekt, denn Goethe hat seit langem die Gewohnheit angenommen, seine Briefe zu diktieren, u. a. eben weil er sich diese ihm lästige Rücksicht auf die äußere Norm, die er doch jetzt als verpflichtend anerkannte, ersparen wollte.

Ist es überhaupt ein Brief? Nur ein Satz weist darauf hin: „Verzeihen Sie mir, mein Wertester . . .“ Der erste Brief war ganz ichbezogen, mehr Tagebuch als Brief, dieser ist ganz sachlich, überpersönlich. Nur der äußere Anlaß, die Übersendung von Carlyles „Leben Schillers“, verbindet diese allgemeinen Betrachtungen über die Idee der Weltliteratur mit dem Empfänger. Daß jetzt weder das Gefühl noch die Gestalt, sondern die Idee im Zentrum steht, zeigt ein Blick auf den Wortgebrauch. Ein gedanklicher Gegensatz, das Allgemeine, das Be-

sondere, zieht sich wie ein roter Faden durch diese Betrachtungen eines Denkenden, wie Goethe selbst sie am Schluß nennt: das Allgemeine, allgemeine Betrachtungen, ein allgemeiner Friede, das allgemein Menschliche, das Besondere, die Besonderheiten, Eigenheiten. Das Besondere wird seinerseits wieder differenziert nach dem Literarischen und Praktischen; bei jenem unterscheidet Goethe historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wobei wiederum eine Steigerung vom Tatsächlichen zum Phantastischen, von der Nationalität zur Persönlichkeit zu beobachten ist; bei diesem das Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte. Die Vorliebe für solche abstrakte Adjektive im Neutrumb („ein Gleiches“) ist für Goethes Altersstil charakteristisch. Sie gibt der Sprache etwas Typisierendes. Ihre Häufung entspricht dem Streben nach Genauigkeit, also einem durchaus gedanklichen Zug. Er erklärt auch die häufigen Doppelformeln: „Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller“, „durchleuchten und durchschimmern“, „hindeutet und hinwirkt“, „diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden noch alsbald zu überschauenden Äußerungen“. Hierbei ist ein weiterer rationaler Zug zu bemerken: die Abschwächung und Einschränkung oder Korrektur der Behauptung. Dasselbe finden wir in „mehr oder weniger willkürlich“; „um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren“; „sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich“. Besonders charakteristisch für diese Gewissenhaftigkeit der Aussage ist die Partikel „zwar“: „so ist zwar nicht zu hoffen . . .“. Es ist bezeichnend für die Entwicklung Goethes, daß er in der Jugend gegen diese Partikel eben wegen ihres rationalen Charakters einen Widerwillen empfand. Werther wirft Albert diese Vorliebe für „zwar“ vor:

„Nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Sach Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch! wenn er glaubt, etwas Übereilstes, Allgemeines, Halbwahres gesagt zu haben, so hört er nicht auf, zu limitieren, zu modifizieren, und ab- und zuzutun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist.“

Goethe hat damit trefflich die seelischen Hintergründe seines eigenen Altersstils geschildert. Aber das Gedankliche bestimmt nicht nur die Wortwahl mit ihrer Vorliebe für das Abstrakte, ihrer Neigung, das Gesagte einzuschränken und abzuschwächen, sondern auch die Gliederung.

Im ersten Brief folgten die Sätze dem zeitlichen Verlauf mit seinem Auf und Ab der Gefühle. Der zweite Brief war auf den einen Ton der Freude gestimmt. Erst hier haben wir einen klaren, logischen Aufbau. Einleitung und Schluß charakterisieren den Inhalt als allgemeine Betrachtungen. Im ersten Abschnitt wird der Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen auf literarischem Gebiet gezeigt, im zweiten auf dem sittlichen, wobei jedesmal das Allgemeine als das Wertvollere erscheint. Im dritten Abschnitt wird aus diesen Feststellungen die praktische Schlußfolgerung gezogen, daß man im literarischen Verkehr das Übernationale, das Allgemeinmenschliche sich aneignen solle, wofür Goethe damals den Begriff der Weltliteratur prägte. Die Verbindung zwischen den einzelnen Abschnitten wird durch „nun“ hergestellt. „Sei mir nun erlaubt; da nun auch im praktischen Leben. Was nun in den Dichtungen aller Nationen darauf hindeutet . . .“ Dieses „nun“ wirkt ziemlich locker oder, um es mit einem Lieblingswort des alten Goethe zu sagen, das uns auch in diesem Brief begegnet, „läßlich“, d. h. entspannt. Auf der höheren Ebene des Alters kehrt daher jetzt eine ähnliche Haltung gegenüber den Normen der Grammatik wieder wie einst in der Jugend. Damals hatte der Dichter in der Fülle seiner Kraft und seines Selbstgefühls als junger Rebell die Regeln durchbrochen; jetzt setzt er sich lässig-läßlich als anerkannter Herrscher über sie hinweg. Er läßt wiederum grammatisch notwendige, aber sachlich überflüssige Wörter weg: „Sei mir nun erlaubt“, statt „es sei . . .“; „. . . die mir frisch aufgeregzt worden“ (sind). In der Dichtung, die im übrigen in ihrem kühnen poetischen Stil von der gedanklichen Prosa viel weiter absteht als in den früheren Epochen, begegnet wiederum das Fehlen des Artikels: „Und Welt und ich, wir schwelgten in Entzücken“ oder das unflektierte Adjektivum: „Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren.“ Als läßlich bezeichnet Goethe selbst den Infinitiv statt des Substantivs, in dem der Begriff erstarrte: in unserm Brief findet sich als Beispiel „das Bestreben“ statt die Absicht oder Tendenz. Ein schönes poetisches Beispiel ist zu Beginn von Faust II: „Die Sonne kommt, ein Prachterscheinen!“ Der Infinitiv ist zugleich weniger bestimmt und aktiver, dynamischer als das Substantiv. Oft sucht Goethe diesen aktiven Charakter des Verbs durch die Verwendung von richtungweisenden Vorsilben noch deutlicher herauszuarbeiten. So

in unserm Brief: „Betrachtungen, welche frisch aufgereg't worden.“ Dieses von Goethe neu gebildete Verb bezeichnet viel deutlicher als das übliche „anregen“ die Bewegung von unten nach oben, von der Tiefe an die Oberfläche. Denn „im Stillen“ heißt nicht einfach in ruhiger Ungestörtheit, sondern in der Versunkenheit schöpferischer Kontemplation. Es ist der Gegensatz zu dem „im Schwarm“ des ersten Briefes. So heißt es auch in jener schon zitierten Tasso-Stelle weiter:

wenn er den bunten Schwarm der Menge flieht
und frei im Stillen

Mit seinem Geist sich unterhalten will.

Der geistige Vorgang, daß lang Gedachtes unter dem Eindruck eines äußern Anlasses, hier der Zusendung von Carlyles Buch, zur Formulierung kommt, ist so in unserem Satz, wenn man ihn in Goethes Sinne liest, anschaulich geschildert:

Betrachtungen, welche ich längst im Stillen hegte und die mir bei den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgereg't worden . . .

Man sieht, auch der Gedanke, wie vorher das Gefühl, wird in Goethes Sprache Bild, Anschauung. Wie glücklich wird die besondere Geistesart einer Nation verglichen mit ihrer eigenen Sprache und ihren Münzen, wobei Verkehr geistvoll im doppelten Sinne der menschlichen und geschäftlichen Beziehungen gebraucht wird. Wie anschaulich und treffend ist „der Ozean der Betrachtungen, der um jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt“. Auch hier sehen wir, wie in dem ersten Brief, daß eine allgemein gebräuchliche Metapher, dort „sich treiben lassen“, hier „schöpfen“, durch die Phantasie des Dichters belebt und zum ausgeführten Gleichnis wird. Und noch eine andere Beobachtung, die wir an dem Jugendbrief machten, erweist sich auch für das Alter gültig: daß die Bilder Goethes besonders einen Vorgang, ein Werden, eine Entwicklung bezeichnen. Das ist kein Zufall, sondern ein allgemein zu beobachtendes Gesetz: zu Bildern, als zu besonders eindrücklichen, wirksamen Wendungen greifen wir mit Vorliebe, um das uns Wichtige, am Herzen Liegende zu bezeichnen. Darum ist die Bildersprache eines Dichters der Spiegel seines Wertgefühls. Für Goethe nun läßt sich sagen, daß die Idee der Entwicklung ihn durch sein ganzes Leben und Schaffen begleitet und geleitet hat, indem sie sich mit ihm wandelt. In der Jugend noch dumpf, unbewußt, mehr gefühlt,

geahnt als erkannt, mehr Sturm und Drang als bestimmtes Streben, in der klassischen Zeit zur Idee der Bildung, der Gestaltung von Persönlichkeit und Werk geklärt, im Alter vom Ich auf die Menschheit übertragen. Was Goethe für sich erreicht hat, das erhofft er nun für die Allgemeinheit: die Wendung vom Subjektiven zum Objektiven, vom Behaupten des Besonderen zur Anerkennung des Allgemeinen. Dieses sieht er immer mehr durchleuchten, durchschimmern, sich durchschlingen. Denn es ist eben das Wesen der Entwicklung, daß das Neue schon da ist, aber noch verhüllt, und erst allmählich hervortritt, wie der Schmetterling aus der Puppe:

Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Es ist das für Goethes Sprache Charakteristische, daß sie nicht nur das Werden, die Entwicklung des Gefühls, der Anschauung, des Gedankens darstellt, sondern daß sie selbst Entwicklung ist, indem sie den Wandel in Goethes Wesen treu widerspiegelt. Dazu bedurfte es einer doppelten Voraussetzung, die Goethe als Dichter und Menschen auszeichnet: einmal der Phantasie, der Gabe, auch für das Unfinnliche, das Geistige, ein Bild, ein Symbol zu finden, und dann der Wahrhaftigkeit, die nicht auf den Effekt, sondern nur auf den reinen Ausdruck des Innern zielt. Goethe war sich dieser Vorbedingungen seiner sprachlichen Meisterschaft wohl bewußt, denn was er nach seiner Art im Alter als allgemeine Maxime ausspricht, das gilt doch zuallererst von ihm selbst:

„Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert, und so kommt es nicht auf jeden an, ob er seinen Reden oder Gedichten die wünschenswerten Eigenschaften verleiht will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.“ Diese geistigen und sittlichen Voraussetzungen kann man feststellen und bei Goethe nachweisen, wie wir es in unseren Betrachtungen versucht haben. Wie nun aber die organische Verbindung von Seele und Sprache zustande kommt, das ist wie die Entstehung alles Lebendigen ein Geheimnis, das die Wissenschaft nicht aufhellen, das

nur der Dichter mystisch feiern kann, wie es Goethe tut in den Versen zu Ehren des Hafis, die wir auch auf ihn anwenden dürfen:

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafisen preist.

Zumutungen

Es gibt ihrer so viele, besonders der Sprache wird so viel zugemutet, daß man eigentlich nicht auch dort zu muten sollte, wo richtiger zu getraut oder nicht zugetraut würde. Ein Unterschied, der selbst in höheren literarischen Sphären nicht ganz klar zu sein scheint. So heißt es in einem sonst sehr lesenswerten Artikel über eine Sammlung „Griechische Lyriker“:

„... ist ein zu anständiger Gelehrter, als daß man ihm die Abfassung des Titelblattes zumuten könnte.“

Vielleicht hat man dem Gelehrten zugemutet, daß er das Titelblatt abfassen sollte. Wenn es aber einmal abgefaßt ist und vorliegt, dann kann der Kritiker doch wohl nur meinen, daß man es dem Gelehrten nicht zutrauen könne, solch ein Titelblatt verfaßt zu haben.

*

In höchsten Höhen der Literatur wächst folgendes Dickicht der Pronomina:

„Mit offener Seele blickt er in seine Symbolspiegelungen, und er spürt bei ihm sein Wesentliches, das er immer wieder mit den Mitteln seiner Kunst verhüllte: sein vertrauendes Aufgeschlossensein, die lichte Führung, der er gehorcht...“

Mit dem Sperrdruck wird der Versuch gewagt, sich zurechtzufinden: Wer ist wer?

*

Ebenfalls unter dem Strich, aber erheblich tiefer, wird einem folgendes zugemutet:

„Und wenn ein Don José auf dem hohen C schwelgt: „Carmen — Je t'aime!...“